**(69)** **Texte 11**: **Rückschau nach 50 Jahren – Gertrud Goldschmidt (GEGO)**

Für die jüdische Bevölkerungsgruppe wurden die Novemberpogrome zu einem traumatischen Erlebnis, das alle Betroffenen, unabhängig davon, in welches Aufnahmeland sie später gelangten, lebenslang begleitete. Nur wenigen gelang es, den Blick konsequent auf den Neuanfang zu richten und die schockierende Erfahrung, im Heimatland terrorisiert und stigmatisiert worden zu sein, zu verdrängen. Der Zwang, die Heimat zu verlassen, war ein Schritt in die Diaspora – unabhängig davon, ob man religiös gebunden war oder nicht.

Zu den Emigranten, die sich nach der Ankunft im Aufnahmeland vor allem auf den Neuanfang konzentrierten und damit einen Schlussstrich unter ihr bisheriges Leben zogen, gehört die in Hamburg gebürtige bildende Künstlerin Gertrud Goldschmidt (GEGO). Gertrud Goldschmidt hatte unmittelbar vor den Novemberpogromen ihr Examen als Architektin an der TH in Stuttgart abgelegt und war anschließend für kurze Zeit in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Von Hamburg aus bereitete sie ihre Emigration vor. Heute ist GEGO als bildende Künstlerin durch ihre großformatigen, filigranen, räumlich-plastischen Konstruktionen international bekannt.[[1]](#footnote-1)

Gertrud Goldschmidt[[2]](#footnote-2) traf im August 1939 in Venezuela ein. Das Land war ihr zu diesem Zeitpunkt völlig unbekannt. Über ihre Jugend und Ausbildung in Deutschland, über die Novemberpogrome und ihre Emigration berichtete sie im Oktober 1987 in einem ausführlichen, an mich adressierten handschriftlichen Bericht, der jedoch niemals abgeschickt, sondern erst in GEGOs Nachlass entdeckt wurde. Er ist überschrieben „Gedanken über Herkunft + Begegnungen als Entwicklung meines Lebenswegs“.[[3]](#footnote-3) Anlass zur Niederschrift war ein Rundschreiben der Senatskanzlei der Freien und Hansestadt Hamburg (Betreuungsstelle für die ehemaligen jüdischen Bürger) vom 30. März 1987 gewesen, verbunden mit einem von mir entworfenen Fragebogen.[[4]](#footnote-4) In ihm bat ich um Auskunft über die familiäre Herkunft, über das Leben vor der Emigration, die Umstände der Emigration und über das Leben im Aufnahmeland.

GEGO antwortete am 18. August 1987 mit einem kurzen biografischen Abriss. Seine Kernpunkte waren Angaben zur Person und zum Datum der Auswanderung:

„Geboren: 1.8.1912, Auswanderung: Juni 1939, d.h. ich war damals 28 Jahre alt. Ich hatte ein Transit Visum nach England, und – eine Woche vor der Abreise – die Nachricht eines Visum nach Venezuela, verbunden mit einem Arbeitskontrakt.“[[5]](#footnote-5)

Zum Ausbildungsweg hieß es:

„Diplom Ingenieur Architekt (Dipl. Ing. Arch.) von der Technischen Hochschule Stuttgart. (Officielles Diplom ausgestellt im Oktober 1938) !!! – “

Zur Ankunft in Venezuela:

„Ankunft in Caracas Anfang August 1939. Den Beruf eines Architekten gab es praktisch nicht. Das Projektieren übernahmen die Bauunternehmer. Außerdem: Mädchen allein und mit einer Profession – man nahm mich nicht sehr ernst. Aber ich hab mich ein Jahr lang ‚eingelebt‘, etwas Spanisch gelernt und selbst erhalten.“

Ich bedankte mich mit einem Schreiben vom 28. August 1987, bat aber um genauere Informationen. Meine Bitte leitete ich mit „Trotzdem“ ein. Ich wollte gerne Details erfahren. – GEGO antwortete am 7. November 1987. Sie ging sofort auf dieses „Trotzdem“ ein:

„Ich habe versucht alle sehr lebendigen ‚Erinnerungen‘ aufzuschreiben, und habe sie für zu unwichtig und zu persönlich gehalten für ein breiteres Publikum oder Archiv. Zusammengefasst: Ich bin – vielleicht – wie der ‚Reiter über dem Bodensee‘ durch die dreißiger Jahre geschlittert. Nicht alle Deutschen waren Nationalsozialisten, lange nicht alle!!

Ich hatte viele gute Freunde! Ihre Frage nach dem Diplom-Examen: Es hat mich niemand gehindert, mich zum Abschluss zu melden. Im Gegenteil: Professoren und Beamte haben stillschweigend geholfen. Die Frage: mit wessen Hilfe [die Emigration ermöglicht wurde]: Ich schickte einmal meine Papiere an einen mir völlig unbekannten jüdischen Kaufmann in Venezuela, dessen Adresse mir eine nach U.S.A. auswandernde Kusine gegeben hatte. Die Antwort war ein Telegramm, das mir Visum und Arbeitskontrakt ankündigte. Damals hatte ich bereits ein Durchreisevisum nach England vom German Jewish Aid Community als Begleitung für meine alten Eltern (sie sind nach dem Krieg nach Californien zu meiner ältesten Schwester und ihrem Mann weitergewandert).“

Ein anderer Punkt des Fragebogens bezog sich auf die persönliche Einstellung zur Frage der Emigration. GEGOs Antwort war knapp. Sie dokumentiert den Stolz einer jungen Frau auf ihre Herkunft und Ausbildung, dazu das Bewusstsein, dass man ihr zwar den materiellen Besitz nehmen konnte, aber nicht die Zuversicht, sich aufgrund der Struktur ihrer Persönlichkeit auch im Aufnahmeland durchzusetzen:

„Erwartung und Vertrauen auf eine Zukunft, Herkunft, Erziehung und Ausbildung waren mein Kapital; das hat sich bewährt.“

Dem Brief waren Kopien von GEGOs Diplom sowie der Mitteilung über die Schließung des Bankhauses *J. Goldschmidt Sohn. Bankgeschäft in Hamburg 1815 – 1938* beigefügt.[[6]](#footnote-6) Das Schreiben enthielt außerdem den Hinweis auf die einzige noch in Hamburg lebende Verwandte, GEGOs Kusine Dr. Margarete Brandis, außerdem die Adresse des Elternhauses: Heilwegstraße 40.[[7]](#footnote-7)

Aufschlussreich ist die Anzeige über die Liquidation des Bankhauses. In der formalen Erscheinung ist sie absolut neutral gehalten. Weder werden die Geschäftsbereiche der Bank, noch werden Gründe für die Einstellung geschäftlichen Betriebs genannt.[[8]](#footnote-8) Stattdessen wird implizit auf die Tradition des Bankhauses verwiesen: Die oberen zwei Drittel nimmt eine Fotografie des Bankgebäudes ein. Kommentiert wird sie durch den Schlusssatz des Dokuments: „Das Kontor der Firma befand sich vom 1. Januar 1849 bis 1938 in dem Hause Börsenbrücke 8“. Diese Adresse war zu diesem Zeitpunkt jedem Hamburger Bürger bekannt. Im Begleittext wird einzig und allein die Abfolge der Inhaber und die zeitliche Dauer ihrer Geschäftsführung aufgeführt: Isaac Meyer Goldschmidt, Adeline Goldschmidt, Martin, Wilhelm und Otto Goldschmidt, Eduard Goldschmidt (GEGOs Vater – dies ist handschriftlich auf der Kopie angemerkt), und – als letzter – Dr. jur. Martin Goldschmidt, GEGOs ältester Bruder. Den Abschluss bildet der Satz: „Aufgezeichnet zum 7. Juli 1938, dem 70. Geburtstag von Eduard Goldschmidt“. – Der Text enthält kein überflüssiges Wort; es ist ein Dokument, das bewusst Distanz wahrt. Seine Aussage ist gleichwohl eindeutig: Hier wird kommentarlos ein Schlussstrich gezogen.

GEGO hatte auf meine Anfrage hin auch eine ausführlichere Antwort verfasst, sie aber nicht abgeschickt, weil sie ihr „zu persönlich“ zu sein schien. Auf diesen mir unbekannten Brief wurde ich im Oktober 2013 im Zuge der Vorbereitungen zu der GEGO gewidmeten Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle durch Dr. Brigitte Kölle und Dr. Petra Roettig, die Kuratorinnen der Ausstellung, aufmerksam macht. – Der handschriftliche Brief[[9]](#footnote-9) hat folgenden Inhalt:

„Sehr geehrter Prof. Trapp,

da Post langsam ist, will ich Ihren Brief nun gleich beantworten.

Da Sie mehr erfahren wollen von mir + meinem Leben, will ich Sie etwas orientieren. Meine Familie gehörte seit Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den Bürgern der Freien und Hansestadt Hamburg. Mein Urgroßvater gründete in 1815 das Bankhaus J. Goldschmidt Sohn, das mein Vater + mein Bruder Martin 1938 völlig auflösen mussten. Ich bin als 6. von 7 Geschwistern völlig unbeschwert aufgewachsen. Jüdische Herkunft war als Tatsache bekannt, aber wir gehörten damit völlig und ganz in die Gemeinschaft Deutschlands: in die Tradition deutscher + hamburgischer Kultur. Ich bin nie in einer Synagoge oder Tempel der jüdischen Gemeinde gewesen + hab vom Antisemitismus erst sehr spät erfahren. Vielleicht ist der Respekt vor Andersdenkenden, anderen Meinungen und anderen Kulturen eines der wesentlichen Charakteristiken meiner Erziehung. Ein anderer Punkt war die Anforderung, Rücksicht auf die Gemeinschaft zu nehmen, niemanden zu stören + selber nicht gestört zu werden, d.h. sich einzuordnen. Ich bin die ersten Schuljahre in der Stadtschule am Grindelberg gewesen (spätere Helene Lange Oberrealschule), unterbrochen von einem Jahr Privatunterricht zusammen mit der jüngsten Tochter von Max Warburg, da ich ‚zart‘ und ‚empfindlich‘ war.

Später wurde ich in die Privatschule von Margarethe Mittell am Graumannsweg geschickt, wo ich mich langsam mit einer Neigung zum ‚enfant terrible‘ entwickelt hab, mit eigenen Meinungen und gewisser Opposition. Je nach dem, wer der Pastor war, der Religionsunterricht gab, hab ich teilgenommen oder bin davon befreit gewesen. Die Schule ging nur zur Secunda Reife und mit 16 Jahren wollte ich die letzten drei Jahre an der Lichtwarkschule absolvieren, wo meine 3 Jahre ältere Schwester gerade Abitur gemacht hatte, bekam aber keinen Platz und wollte absolut in keine ‚Mädchenschule‘. Bin also noch einmal privat fast 3 Jahre mit einigen Freundinnen und Kapitäns-Anwärtern aus der Seefahrtsschule von einem Kapitän der Handelsmarine + Lehrer an der Seefahrtsschule unterrichtet worden. 5 Nachmittage in der Woche. Fiel dann durch das Externe Abitur (als ich mit dem negativen Erfolg zu Hause erschien, hab ich es mit dem Slogan: ‚die Hauptsache ist, dass alle gesund sind ‘, formuliert, und meine Mutter reagierte darauf: ‚wie gut, dann bleibst du noch eine Zeitlang zu Hause‘), das ich ein halbes Jahr später mit Training in einer ‚Presse‘ erfolgreich bestand – das war im Sommer 1932.

Mein Interesse + Beschäftigung mit bildender Kunst ist früh entwickelt + gefördert worden. Architektur-Interesse kam später, teilweise angeregt durch soziale Gedanken über die damals sich entwickelnden sozialen Bauunternehmen. In den letzten Schuljahren war ich mit Architekturstudenten befreundet, die mir zum Entschluss, in Stuttgart zu studieren, halfen. Was ich im Wintersemester 32/33 begann.

Ich hab während der Studienzeit nicht ein einziges Mal einen Affront von Seiten der Kollegen oder Professoren erlebt, bin allerdings selber allen außerakademischen Aktivitäten aus dem Weg gegangen. Der Prüfungssekretär riet mir freundschaftlich, das obligatorische Kolleg zur Indoktrination des Nationalsozialismus für ein Fach ‚Englisch für Architekten‘ auszuwechseln, was ich mit einem Schweizer Studienkollegen in der Privatwohnung des Lektors für Englisch absolvierte. Professoren gaben mir immer Vortritt, wenn ich für Korrekturen von Entwürfen und für Projekte im Arbeitssaal erschien.

Im Übrigen arbeitete ich in meiner Wohnung. Als ich meine Diplomarbeit (selbstgewähltes Projekt: Internat New Bunce Court ’33 [New Herrlingen School at Bunce Court] in Kent/England, Emigranten Internat) bei Prof. Paul Bonatz abgab: August 38, zusammen mit circa einem Dutzend anderer Diplomanden, hatte er am Schluss der Sitzung eine Liste von offenen Anstellungen in renommierten Architektenbüros, die immer gerne seine Schüler aufnahmen.

Da wurde mir plötzlich klar, wie sehr ich in der Luft schwebte + um Zukunftswege zu ebnen, ging [ich] ihm nach in sein Büro, wo ich die eindrucksvollste Unterredung mit ihm hatte. Er wusste nicht einmal von meiner 100 %-Abstammung – und meinte mich abends bei der üblichen Zusammenkunft der frischen Dipl. Ing. Arch zu treffen, und ich erklärte ihm, dass das wohl nicht im Sinne der jungen Absolventen sei. Da lud er mich zu sich nach Hause zum Nachmittagskaffee ein, ließ mir von seiner Sekretärin Empfehlungsschreiben aufsetzen an internationale Architekturgremien, in denen er Mitglied war, und meinte, er würde mich gerne bei sich anstellen, sah aber voraus, dass er damit Schwierigkeiten haben würde + riet mir so rasch wie möglich auszuwandern!!

Erst vor wenigen Jahren hat mir der damalige Assistent des Faches ‚Freihand-Zeichnen und Aquarellieren‘ erzählt, dass unter den Professoren ein Abkommen gemacht war, alle meine Arbeiten zum Abschluss zu bringen und zu unterzeichnen, um mir so rasch wie möglich mein Diplom zu geben. Also privilegiert und nicht degradiert. ‚Nicht alle Deutschen waren Nationalsozialisten.‘ […]

Datum: 1. Juli 1938. Vom Sekretariat der TH bekam ich einen Zettel mit der Bestätigung, dass ich alle vorgeschriebenen Fächer abgeschlossen + und alle Arbeiten mit Erfolg abgegeben hatte. Der Zettel war mein Belegpapier für mein Diplom. Die Sitzung, bei der alle Professoren ihr Gesamt-Urteil abgaben, war erst nach den Ferien. Mit diesem ‚Ausweis‘ begann ich meine Suche nach einem Land, das mich aufnahm. Alles war voll + eine USA-[Quota-] Nummer hatte ich mir nie geholt, aus Idiosynkrasie gegen das Land. Ich bezog also mein Zimmer in der Heilwegstraße, die inzwischen Durchgangsherberge für auswandernde Verwandte + Freunde war, bevor sie sich einschifften.

Meinen ältesten Bruder Martin mit Frau und Sohn brachte ich wohl im September nach Cuxhaven zum Einschiffen via England nach USA. Meiner ältesten Schwester + Schwager half ich beim Einweihen in das Haus von Fritz Warburg am Mittelweg, das als jüdisches Gemeindehaus funktionieren sollte, da das alte Gemeindehaus konfisziert wurde. Ich richtete dafür die Bibliothek ein, die nach zwei Tagen auch konfisziert wurde! Sie zogen erst nach meinen Eltern in die Wohnung, bis 1942, und sind dann via Lissabon in die Staaten ausgewandert. Ich machte Pläne für die Erweiterung des Jüdischen Krankenhauses, wurde von einem Onkel, der in München wohnte, gebeten seinen kleinen Sohn zu hüten, weil seine Frau für eine Operation ins Krankenhaus musste. Das war Anfang Oktober, + da mein Onkel frühmorgens fortging, er hatte noch irgendeine Arbeit, war ich allein zu Haus, als es Sturm klingelte und nach meinem Mann gefragt wurde. Ich musste die Männer enttäuschen + sie informierten mich, dass alle Juden innerhalb von 24 Stunden das Land verlassen mussten. Und dann gingen sie weiter. Ich versuchte Verbindung mit meinem Onkel [zu bekommen]. In seinem Büro wurde gesagt, er sei nicht da. Ich rief meinen Schwager in Hamburg an, der mich bat, sofort zurückzukommen und meine Eltern zu ‚hüten‘.

Mein Onkel war sicher nach Hause gekommen und wurde nicht weiter belästigt. Er trug immer ein EK I aus dem Ersten Weltkrieg im Knopfloch und war in dem Vorort Freimann, wo er seit Jahrzehnten wohnte, hoch angesehen. Der kleine Sohn Peter wurde in ein Kinderheim gebracht + ich fuhr per Schlafwagen nach Hamburg.

Im Schlafwagen bekam ich von Mitfahrenden von der Kristallnacht Bericht und musste im Abteil die Tränen einer Mutter trocknen, deren Sohn eingezogen war nach Österreich und [der] Tschechoslowakei und die Sorge hatte, ihn zu verlieren. Viel Trost konnte ich ihr nicht geben, nur zuhören.

Zuhaus schien alles o.k. Meinen Vater hatte man um Mitternacht aus den Schlaf geklingelt, und als er ihnen die Tür öffnete, hatten die Männer ihn nach seinem Alter gefragt – er war 70 Jahre alt – und: ‚denn, Herr G., gehen Sie mal wieder zu Bett‘, war die Reaktion der Hamburger SA-Männer.

Bei meinem Bruder hatten die Männer auch keinen Erfolg. Die Hauswärterin hat ihnen gesagt, sie seien nicht da, hat ihnen die leere Wohnung aufgeschlossen mit den Worten: ‚Dann suchen Sie man!‘

Meinen Schwager [Robert Solmitz] brachten sie auf eine Polizeistation, von wo er seine Frau benachrichtigen konnte, die ich dann begleitete, damit er ihr seine Uhr, Geld und Brieftasche etc. geben konnte, und als er, ich glaube ins [Polizeigefängnis Fuhlsbüttel] kam, begrüßten ihn die Beamten und fragten ihn: ‚Na Herr Solmitz, wollen sie lieber mit den Andern zusammen sein oder alleine?‘ Worauf er sagt, ‚wenn Sie mir was zu lesen bringen, bleibe ich lieber allein‘. Später hat er erzählt, seit Jahren hätte er keinen Roman so ungestört lesen können. Es war Sigrid Undset „Kristin Lavrans Tochter“. Er wurde sehr schnell wieder auf freien Fuß gesetzt. Sein Beruf: Anwalt. Damals seine wesentliche Aktivität: Hilfe für Auswanderer. Sein Büro war damals im Sekretariat MM Warburg y Cia. Er stand in enger respektierter Verbindung mit der Gestapo, reiste oft nach Schweden und Berlin, und hat unendlich vielen Menschen zur Auswanderung geholfen. Er selber wollte nicht weggehen, fand seine Aufgabe in seiner Hilfe. Und erst als die Gestapo ihn warnte, 1942, ist er mit seiner Frau via Lissabon in die Staaten gefahren. Seine drei Kinder hat er kurz nach der Kristallnacht nach England geschickt, wo sie in Bunce Court bis nach dem Krieg 1946 von vielen dort untergekommenen Familienmitgliedern und Freunden gehütet und erzogen wurden.

Ende März 1939 bekamen meine Eltern ein Einreise-Permit nach England, wohl auf Betreiben unserer dort schon ansässigen Verwandten und [der] vielen in den letzten Jahren Ausgewanderten.

Ich bekam ein Durchreisevisum ohne ein Land, in das ich vorhatte weiterzufahren, „maintenance guaranted by the German Jewish Aid Committee till the refugee is emigrated.“ 27. März ’39.

Jedenfalls wurde nun die Heilwegstr. aufgelöst und die Kisten gepackt für die in Aussicht gestellte Wohnung meiner Eltern in Kent. Das Haus wurde ‚verkauft‘.[[10]](#footnote-10) Auch der Flügel und einige gute Bilder. Genauso das Bürohaus Börsenbrücke 8. Bei allen den Finanzamt- etc. -Abwicklungen half meinem Vater seine treue Sekretärin, die wohl eine Rente zugeschrieben bekam. Nach dem Krieg im Jahr 1951 bin ich ihr wieder begegnet. Als das Haus leer und alles verpackt war, wurde die Passage nach Southampton belegt mit noch 14 Tagen ‚Marge‘ wegen meinem Vater: ‚falls vom Finanzamt noch Nachfragen kommen‘. Sie zogen in das Haus meiner Schwester [Hertha Solmitz] in [Hamburg] Groß Borstel, ich blieb noch mit einem gepackten Koffer und einer Couch im Haus und werde nie vergessen, wie mich ein Telefonanruf vom Telegrafenamt aufschreckte, damals wurden Telegramme erst rasch per Telefon durchgesagt, später per Boten geschickt. Inhalt: ‚Visum all right, Kontrakt folgt, Salomon Caracas, Venezuela“. Wo ist Venezuela, wo ist Caracas, und langsam erinnerte ich mich, dass ich einmal auf Drängen einer Kusine einen Freund von ihr geschrieben hatte und sämtliche Personalpapiere in Fotokopien beigelegt hatte. Das war also die Antwort.

Lateinamerika war mir nie als Ziel vorgeschwebt. Französisch sprach ich schlecht. Spanisch überhaupt nicht, auch kein Italienisch.

Ich hatte hier eine Kiste für mich separat packen lassen mit meinen Büchern, einigen Kleinmöbeln und einer minimalen Haushaltsaussteuer (in der Erinnerung: ca. 3 Kubikmeter), die wurde beim Spediteur ‚auf Abruf‘ eingelagert. Später nach Amsterdam ausgelagert.

Ich ließ die Couch und den Hocker aus meinem Zimmer von der Wohlfahrt abholen, schloss das Haus ab und warf (vor mir selber ostentativ) den Haustürschlüssel in die Alster! Fuhr an die Elbe, wo ich im Haus von Fritz Warburg auf dem Kösterberg bis zur Abfahrt untergebracht wurde.[[11]](#footnote-11) Die ‚siegreiche Spanien Marine‘ fuhr salutierend unter meinem Asyl mit Pauken + Trompeten in den Hafen. Ich wurde wunderbar versorgt – konnte mir gelegentlich Besuch mitbringen und genoss die Ruhe.

Mit letztem Geld machte ich noch ein paar Einkäufe ‚in der Stadt‘ und hatte zwei seltsame Begegnungen. In der Poststraße sprach mich eine ältere Dame an, meinen Namen nennend und ihren. Es war meine erste Klassenlehrerin in der Stadtschule an der Hansastraße 1918. Fräulein Brüchert. Wie es meiner Mutter ginge? Sie habe sie so gerne gehabt + bewundert etc. Kurz musste ich ihr von uns berichten, dann schied sie mit guten Wünschen für unsere Auswanderung. Die zweite Begegnung in der Mönckebergstraße: Margarethe Mittell vom Graumannsweg Mädchenprivatschule. Klagte mir von ihren Schwierigkeiten mit der Oberschulbehörde etc. und dass sie die Schule aufgelöst habe. Sie war froh von unserem Wegkommen zu hören, schwärmte auch von ihren Begegnungen mit meiner Mutter und wünschte uns Glück. Dies Aufflammen von Kindererlebnissen hat mich damals etwas irritiert: Ich wollte, dass mich nichts mehr binden würde, auch keine Erinnerung – das hat sich als unhaltsam herausgestellt. 50 Jahre lang!

Abfahrt im Hamburger Hafen. Schwester + Schwager am Kai winkend. Großer Rosenkranz in meiner Kabine, von wem, erinnere ich mich leider nicht mehr, ich hatte verschiedene gute Freunde, die mir Glück wünschten – und Glück hatte ich bisher auch immer gehabt: ‚Reiter überm Bodensee‘.

Ankunft und Abfahrtssprung in Southampton ohne Schwierigkeiten. Empfang vom viel jüngeren Bruder meines Vaters, der seit Beginn unseres Jahrhunderts als Bankier in London lebte und längst Engländer geworden war. Per Eisenbahn bis East Lansing, der Bahnstation für Bunce Court, wo meine Schwester Hanna + ihr Mann [Hans Meyer] Lehrer und Hüter der Kinder waren. Meine Eltern waren bis zum Eintreffen ihres Hab + Guts bei irgendwelchen Nachbarn untergebracht. Ich schlüpfte bald bei meinem Onkel Carl in London unter – um auf Einreiselandsuche zu gehen. Ohne Erfolg, und eines Tages entschloss ich mich, Caroline Hahn – auch Verwandte aus Hamburg – zu besuchen. Sie war in Venezuela geboren und ist später nach Argentinien emigriert. Sie sprach mir zu + machte mir Mut, das Angebot Venezuelas anzunehmen. Ich hatte inzwischen den Vertrag geschickt bekommen. Das Visum lag inzwischen beim venezolanischen Konsul in Hamburg. Wieder ein guter Stern; obgleich es gegen die venezolanischen Bestimmungen ging, schickte er das Visum direkt an den Konsul in London. Er war ein guter Freund meines Onkels aus Jugendjahren! Mit meinem Schwager zusammen richtete ich das für die Eltern gemietete Haus ‚Greet Cottage‘ ein, das einem Gentleman Farmer gehörte, der es später – nach dem Krieg – meiner Schwester + Schwager verkaufte. Mein Schwager wohnt dort immer noch. Mein Onkel zahlte mir mein Ticket, um auf einem Schiffe der Blue Star Line, Frachtdampfer mit gut 2 Dutzend Passagieren, über den Ozean zu fahren, nachdem über Banken Informationen über den kontraktgebenden Bauunternehmer in Venezuela eingeholt waren und – wie immer bei unserem Clan – Bekannte und Freunde in Venezuela von meinem Kommen benachrichtigt und mit guten Einführungen beschrieben wurden.

Ich hatte keine Ahnung, wer eigentlich Walter Salomon war, alt, jung? etc. Meine Kusine war längst in den USA, der Bauunternehmer und Ziegeleifabrikant Carlos Corao war mir nur durch die Unterschrift des Kontraktes dem Namen nach bekannt. Auf dem Schiff habe ich erfolglos versucht, aus einer spanischen Grammatik etwas Spanisch zu lernen. Beim Aufenthalt des Schiffes vor Barbados hab ich zum ersten Mal Neger gesehen, die neben dem Schiff nach Münzen tauchten, nahm sogar Fotos davon.

Mit einem Segelboot wurde man auf die Insel transportiert, wo man irgendwo auch aß + und ich einen Schiffsoffizier abblitzen lassen musste, der unbedingt mit mir in ein Absteigequartier gehen wollte. Ich glaube, wir hielten auch kurz vor Trinidad; ich hab aber keine genauere Erinnerung mehr, nun stand das endgültige Ankommen zu sehr bevor. Man hielt auf der Reede und blickte über die Reling, die kleine Hafenstadt La Guaira begrüßend. Der Engländer, der von einem Heimaturlaub zurückkam – Esso-Angestellter – stand neben mir: ‚Don’t worry about anything in South America‘, und, auf meine Sprachunkenntnis hingewiesen, meinte er: ‚If you know the word ‚MAÑANA (tomorrow) and LA MITAO (half of it) you can get along well.‘ Mehr hab ich wirklich nicht gewusst – getröstet hat der Zuspruch im Augenblick nicht. Nachdem die Hafenbehörden die Papiere etc. durchgesehen hatten, kamen auch zwei Zivil-Leute an Bord + ich wurde von Walter S[alomon] und Carlos Carao begrüßt + empfangen. Corao sprach etwas Englisch, ganz wenig Deutsch, er war mal als ganz junger Mann bei einer Hamburger Exportfirma als Lehrling gewesen – Walter S. versprach, mich am nächsten Morgen durch die Pass- + Hafenkontrolle an Land zu begleiten und fuhr wieder weg. Corao hatte mit mir einen Drink an Deck, den ich mit meinem letzten Geld bezahlen musste, da die Stewards kein venezolanisches Geld annehmen wollten. Ich blieb noch mit gepacktem Koffer eine Nacht an Bord und wurde wie verabredet am nächsten Morgen ausgeschifft, durch die Einwanderungsbüros am Hafen geschleust und im Wagen von Corao nach Caracas gefahren. Nur staunen + sehen, wenig sprechen war meine Beschäftigung auf dieser Fahrt auf der unendlich kurvenreichen Zementstraße von 0 auf 1000 m in die Hauptstadt. Man hatte für mich ein Zimmer in der Deutschen Pension reserviert, die ein Ehepaar aus Finkenwerder betrieb. Der Mann war Direktor der Deutschen Schule gewesen und hatte sich seit der Nazizeit von seinem Amt zurückgezogen, studierte Zahnmedizin und ist ausgezeichneter Zahnarzt geworden. Ich bin noch viele Jahre bei ihm zur Behandlung gewesen.

Etwa 4 Monate lang versuchte ich, mich über Arbeitsweise + Baubetrieb zu orientieren. Es gab keine laufenden Projekte. Corao hatte ein kleines leeres Grundstück in einem vor kurzer Zeit entstandenen neuen Stadtteil ‚El Conde‘ (längst inzwischen wieder zu 80 % abgebrochen und mit Hochhäusern überbaut) und machte einen hübschen Plan für ein zweistöckiges Haus, verhandelte auch mit den Maurern, und damit schlief das Projekt wieder ein. Es gab zwei Schweizer Architekten in der Stadt, die ich kennenlernte, die aber auch nicht genug Arbeit hatten, um mich zu beschäftigen. Schließlich fand ich ein ‚richtiges Architekten-Büro‘, in das ich aufgenommen wurde und in dem ich ein halbes Jahr lang arbeitete, auch nicht recht zu meiner Befriedigung, aber sehr anregend.

Inzwischen hatte ich meine Pensionsbehausung mit einer Wohnung vertauscht, die ich zusammen mit einer gleichaltrigen Emigrantin bewohnte. Sie hatte mal zwei Semester in Berlin Architektur studiert und hatte hier viel Familie, arbeitete als Sekretärin in einem deutschen Importbüro. Sie war ein Jahr vor mir nach Venezuela gekommen + kannte durch ihre Verwandten viele Leute. Wir hatten eine nette Zeit zusammen. Einer ihrer Bekannten erzählte, dass er seine Eltern erwartete, die gerade via Italien die Überfahrt machten.

Ich hatte Nachricht, dass ein Onkel von mir mit dem gleichen Schiff durch La Guaira nach Ecuador reiste + wir fuhren gemeinsam zum Hafen. Wir stellten fest, das er intimer Schulfreund eines Enkels vom Hamburger Senator Carl Cohn war, dessen Frau Aline eine Kusine meines Vaters war. Der Kontakt war sympathisch. Mein Onkel hatte auf dem Schiff natürlich bereits gute Bekanntschaft mit den Eltern Gunz gehabt + ist noch ein paar Jahre mit ihnen in Briefwechsel gestanden.

Ich hatte also mit der Zeit menschlichen + wohlwollenden Kontakt bekommen, weniger allerdings beruflichen, was mich ziemlich deprimierte.

Im Oktober 1940 heiratete ich Ernst Gunz und zog in das Haus, das er mit seinen Eltern in einem Vorort im Süden der Stadt bewohnte, und baute eine Tischlerwerkstatt auf, die sehr schnell zwar nicht gerade florierte, aber sich ohne Schulden erhielt. Der Petroleumboom + Zuzug von Emigranten und Nordamerikanern steigerte den Anspruch des Publikums und es war zu überlegen, das kleine Unternehmen zu einer regelrechten Industrie auszubauen oder zu liquidieren. Was ich mit dem Entschluss zu einem zweiten Kind in die Wege leitete.

[19]42 kam unser Sohn Tomás zur Welt, 44 die Tochter Barbara, bei deren Kommen ich die Tischlerwerkstatt auflöste, um mich ausschließlich Haus und Kindern zu widmen. E. G[unz] hatte Import-Vertretungen aus den USA und seit dem Krieg und dem Ölboom entwickelte sich das erfolgreich + existiert immer noch.

1951 haben wir uns getrennt,

1953 offiziell geschieden.

Ende 1946 kamen meine Eltern aus England nach Los Angeles/Californien, wo meine Schwester und mein Schwager ein Haus hatten, das über der Garage eine Wohnung hatte, in der sie meine Eltern gut unterbringen konnten.

Ich fuhr damals per Schiff mit meinem Sohn hin, um sie zu begrüßen. Meine Mutter war schon seit Mitte 1936 ziemlich leidend. Sie kamen aus San Francisco, wo sie einen Monat bei meinem Bruder Martin + seiner Frau gewohnt hatten und wo sich auch meine jüngste Schwester mit ihrem Mann niedergelassen hatte und wo meine Schwester Marie, leider unverheiratet, in Oakland wohnte.

Die Geschwister in S. F. besuchte ich, anschließend auch Gunz‘ Verwandte in Chicago, Max und Toni Dehn und Richard Frank + Familie in Albuquerque, einen alten Stuttgarter Freund, Victor Regener, Sohn des Physikers Erich Regener.

Ich will versuchen, in Stichworten Ihnen Wesentliches von meinem Werdegang mitzuteilen:

Herkunft: 6. Kind von 7 Geschwistern.

Vater Bankier Eduard G. Bis 1938 Inhaber der Firma J. Gold. Sohn, Börsenbrücke 8, siehe Fotokopie 1938.

Mutter: Elisabeth Dehn.

Wohnhaus: ca. 1908 – 39 Heilwegstr. 40, Hamburg.

Von Herbst 1918 – Herbst 1932 Externes Abitur: ‚zartes und empfindliches Kind‘ und ab dem 14. Lebensjahr enfant terrible voller Opposition und intellektuellem Ehrgeiz und Unabhängigkeit.

Früh künstlerische und konstruktive Interessen und Beschäftigungen. Handwerkspraxis in Tischlerei und Malerwerkstatt

(Rot unterstrichen] Das gesunde + tolerante Gegengewicht des Elternhauses

**\***

**GEGO: „Ich wollte, dass mich nichts mehr binden würde, auch keine Erinnerung“**

In der Welt, die GEGO in ihrem Bericht beschreibt, sind die Nationalsozialisten nahezu ausgeblendet: Ihr Tun und Handeln bleibt konsequent unerwähnt, obwohl das, was mitgeteilt wird, in fast allen Einzelheiten vom Nationalsozialismus und dem im nationalsozialistischen Deutschland herrschenden politischen Klima bestimmt ist. Dieses Verhalten ist die Manifestation einer abgrundtiefen Verachtung des Nationalsozialismus und des Teils der deutschen Gesellschaft, der die Politik des Nationalsozialismus mitgetragen bzw. zu den Rechtsbrüchen und Verfolgungsmaßnahmen des Regimes geschwiegen hat. GEGO setzt beim Adressaten ihres Briefes die Kenntnis dessen, was in dieser Zeit geschehen ist, voraus. Auf der anderen Seite erwähnt sie mit Bedacht diejenigen, die – wie Fräulein Brückert und Margarethe Mittell – die Stigmatisierung der Juden durchbrechen und den Kontakt ostentativ aufrechterhalten. Dies sind Erinnerungen an Formen humanen Verhaltens, die GEGO, wie sie hervorhebt, lebenslang im Gedächtnis geblieben sind.

Mit der Weigerung, über den Nationalsozialismus und die gesellschaftlichen Veränderungen, die damit ausgelöst wurden, auch nur zu sprechen, reagiert GEGO ähnlich wie Karl Kraus, der bekanntlich die *Dritte Walpurgisnacht* mit der seitdem sprichwörtlich gewordenen Formulierung einleitete: „Mit fällt zu Hitler nichts ein.“ Während Karl Kraus auf diesen Satz jedoch ein Buch folgen lässt, hält GEGO ihren Entschluss, über den Nationalsozialismus und sein Agieren kein Wort zu verlieren, konsequent durch. Nur einmal, als sie schildert, wie sie im Haus von Max Warburg auf dem Kösterberg oberhalb des Elbeufers auf ihre Abreise wartet, fällt eine sarkastische Bemerkung. Beim Anblick der deutschen Kriegsschiffe, die von ihrer Intervention im Spanischen Bürgerkrieg zurückkehren, entschlüpft ihr der für ihre Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus aufschlussreiche Kommentar: „Die ‚siegreiche Spanien Marine‘ fuhr salutierend unter meinem Asyl mit Pauken + Trompeten in den Hafen.“[[12]](#footnote-12) Ähnlich reagiert GEGO bei der Schilderung der Novemberpogrome und ihrer Folgen. In der Nacht vom 9. zum 10. November 1939 fährt sie im Zug von München nach Hamburg, erfährt von den Vorgängen der „Kristallnacht“ und hat sicherlich Angst um ihre Angehörigen. Die „deutsche Mutter“, mit der GEGO das Schlafwagenabteil teilt, spricht jedoch nicht über diejenigen, die in dieser Nacht Opfer der NS-Verfolgung werden, sondern über ihren Sohn, der zum Militär eingezogen ist. GEGO, die Jüdin, tröstet in diesem Moment die „deutsche Mutter“ – eine groteske Umkehrung der Relationen. Kein Wort fällt über die Zerstörungen, die in Hamburg während der „Kristallnacht“ geschehen sind – auch dies Indiz für die abgrundtiefe Verachtung, mit der GEGO auf den Nationalsozialismus reagiert.[[13]](#footnote-13)

Aufschlussreich ist auch die Art und Weise, wie GEGO über die Arbeit ihres Schwagers Robert Solmitz berichtet. Selbstverständlich ist sie sich über die Gefahr, in der sich Solmitz während der „Kristallnacht“ befand, im Klaren. Dies geht aus dem Hinweis hervor, dass das Polizeigefängnis in der „Kristallnacht“ mit jüdischen Häftlingen überfüllt war. Statt jedoch auf diesen Tatbestand näher einzugehen, hebt GEGO die Selbstbeherrschung ihres Schwagers hervor: die Gelassenheit, mit der Solmitz nach seiner Entlassung berichtet, dass er in der Zuchthauszelle endlich Zeit zur Lektüre eines interessanten Buches gefunden habe. GEGO spricht nicht über die eigenen Empfindungen. In nicht misszuverstehender Weise hebt sie dafür den Mut, den Selbstbehauptungswillen ihres Schwagers, hervor.

In prägnanter Weise äußert sich GEGO über ihr Verhältnis zur Religion. Dass sie Jüdin ist, braucht sie nicht auszusprechen. Sie betont jedoch, dass sie zumindest bis zum Zeitpunkt ihrer Emigration nie praktizierende Gläubige gewesen sei: „Ich bin nie in einer Synagoge oder Tempel der jüdischen Gemeinde gewesen + hab vom Antisemitismus erst sehr spät erfahren.“[[14]](#footnote-14) Offensichtlich ist für GEGO die Frage des religiösen Bekenntnisses eine absolut persönlich bestimmte Entscheidung. Ob jemand ein Jude oder kein Jude ist, entscheidet sich nicht an der Teilnahme am religiösen Ritual. Entscheidend sind für GEGO einzig der Respekt gegenüber Andersdenkenden und die Einordnung in die Gemeinschaft:

„Vielleicht ist der Respekt vor Andersdenkenden, anderen Meinungen und anderen Kulturen eines der wesentlichen Charakteristiken meiner Erziehung. Ein anderer Punkt war die Anforderung, Rücksicht auf die Gemeinschaft zu nehmen, niemanden zu stören + selber nicht gestört zu werden, d.h. sich einzuordnen.“

Hier wird ein Imperativ formuliert, der GEGO offensichtlich lebenslang bestimmt hat. Antisemitismus ist in GEGOs Augen ein Bruch grundlegender zivilisatorischer Normen.

Wie GEGO nicht über den nationalsozialistischen Antisemitismus spricht, spricht sie auch nicht über die Geschichte der Familie Goldschmidt und nicht über die Liquidation des Bankhauses. Beides gehört aus ihrer Sicht offenbar nicht zum Kontext des Briefes. Von Bedeutung ist für sie aber die familiäre und individuelle Konstellation. Da ist zum einen – wie sie selbstironisch formuliert – der „Clan“, die weitgestreute Verwandtschaft, auf deren Hilfe und menschliche Nähe man sich verlassen kann und bei der man in Notlagen Unterstützung und emotionalen Halt findet, und da ist das eigene Ich: das Urteilsvermögen einer selbständigen, nonkonformistischen Persönlichkeit, die Recht und Unrecht klar unterscheidet und die weiß, wie sie sich selbst in schwierigen Situationen zu verhalten hat.

Solche Situationen gibt es mehrfach in GEGOs Leben, u.a. in dem Moment, als sie in der Abiturprüfung scheitert. Sie reagiert, indem sie das Debakel herunterspielt, findet Verständnis bei ihrer Mutter und vermag auf diese Weise die Niederlage zu bewältigen. Anschließend geht sie „mit einigen Freundinnen“ für drei Jahre auf eine Seemannsschule. Auch eine solche Probe emotionaler Standfestigkeit und sozialen Geschicks – wenige Mädchen unter vielen, durchaus handfesten Männern – muss bewältigt werden; die Erfahrungen, die dabei gewonnen werden, sind vermutlich wertvoll für das weitere Leben.

Ähnlich verhält es sich mit dem Studium in Stuttgart. Auch hier befindet sich GEGO als junge Frau – alleine oder mit wenigen anderen Mitstudentinnen – innerhalb einer Männergesellschaft, darunter zweifellos auch überzeugte Antisemiten. War sich GEGO der Probleme, die sich hier stellen konnten, nicht bewusst? Keineswegs, wie an ihrem Verhalten zu erkennen ist. Zielgerichtet schränkt sie ihre außeruniversitären Kontakte ein, denn von dieser Seite droht die Gefahr.[[15]](#footnote-15) In ihrem Bericht erwähnt sie aber an erster Stelle die positive Erfahrung:

„Ich hab während der Studienzeit nicht ein einziges Mal einen Affront von Seiten der Kollegen oder Professoren erlebt […].“

Dass eine Studentin, die drei Jahre lang das bestimmt rauere Klima einer Seefahrtsschule überstanden hat, keine Schwierigkeiten im Umgang mit ihren nationalsozialistischen Mitstudenten hat, ist verständlich. Sie hat recht, wenn sie auf diesen Sachverhalt stolz ist. Die Gefahr ist jedoch allgemeinerer Art. Die Hochschulen waren Zentren der nationalsozialistischen Agitation. Die Ausbildung jüdischer Studenten und Studentinnen [!] wurde systematisch begrenzt. Die Zahl der Relegationen erhöhte sich ständig. Dieser Sachverhalt und die sich daraus ergebenden Gefahren wurden GEGO offensichtlich erst in dem Moment bewusst, als ihr der Prüfungssekretär der TH riet, das obligatorische [!] Kolleg zur NS-Ideologie gegen das Fach „Englisch für Architekten“ auszuwechseln. GEGO spielt die Gefahr, die ihr in diesem Moment bewusst wurde, in ihrem Bericht herunter.

Bezeichnend für die Souveränität, mit der GEGO agierte, ist, dass *sie* ist es, die ihren akademischen Lehrer, Paul Bonatz, darauf aufmerksam macht, dass ihre Teilnahme an der „üblichen Zusammenkunft der frischen Dipl. Ing. Arch […] wohl nicht im Sinne der jungen Absolventen“ sei, also möglicherweise zu einem Eklat führen könnte. Bonatz, der „nicht einmal von meiner 100 %-Abstammung“ wusste, war der ‚naive‘ Partner in diesem Spiel, nicht GEGO. Wenn sie formuliert, dass sie ein „Reiter über den Bodensee“ gewesen sei, spricht sie nur das *Ausmaß* der Gefahr an, der sie ausgesetzt war – „unwissend“ wie der Reiter über den Bodensee war sie nicht. Wenn sie trotzdem über das Gespräch mit Bonatz sagt: „Da wurde mir plötzlich klar, wie sehr ich in der Luft schwebte“, dann bedeutet das nur, dass ihr erst in diesem Moment bewusst wurde, dass der Abschluss ihres Studiums nicht nur von ihr und ihrem Verhalten abhängig war, sondern dass sie dabei auch auf die Unterstützung durch ihre akademischen Lehrer angewiesen war. GEGOs Äußerungen über Integrität der Stuttgarter Professoren gehören deshalb zu den eindrucksvollsten Passagen des Berichts. Sie machen deutlich, dass es an den Universitäten Integrität und Zivilcourage auch in dieser Phase der nationalsozialistischen Herrschaft gab. Es handelte sich mit Sicherheit aber um Einzelfälle.

Auch ein weiteres Faktum wird von GEGO nicht angesprochen. Bei der Lektüre ihres Berichts könnte der Eindruck entstehen, dass ihr die Begleiterscheinungen der nationalsozialistischen Rassenpolitik: insbesondere das Phänomen der Zwangsemigration, nicht oder nur unzureichend bekannt gewesen seien. *Dies war nicht der Fall.* Schon der Blick auf ihr Examensthema, den Entwurf zum Bau eines Internats in Kent, zeigt, dass GEGO über die Flucht aus Deutschland gut informiert war: durch Familienangehörige. Das Bunce Court Internat war eine Gründung *von* Emigranten *für* jugendliche Emigranten. An diesem Projekt waren als Initiatoren wie als Lehrer nahe Verwandte beteiligt. Der Kontext dieses Projekts: die politisch motivierte Inkriminierung der Reformpädagogik, war GEGO präsent. – Aus heutiger Sicht ist es kaum vorstellbar, dass zu diesem Zeitpunkt ein derartiges Examensthema von einer nationalsozialistischen Hochschule überhaupt noch akzeptiert werden konnte. Möglicherweise waren diese Zusammenhänge *den Prüfern* nicht bekannt. Wenn es trotzdem der Fall gewesen sein sollte, hatten sie sich unwissend gestellt.

GEGOs Einstellung gegenüber der politischen Entwicklung ändert sich nach den Novemberpogromen. Sie ist nicht länger Beobachterin, sondern wird zur Akteurin. Ostentativ wirft sie nach dem Verkauf des Elternhauses den Hausschlüssel in die Alster – ein klares Zeichen dafür, dass sie inzwischen einen Schlussstrich unter ihr bisheriges Leben gezogen hat. Zwar befindet sie sich weiterhin im nationalsozialistischen Machtbereich, aber intellektuell wie emotional hat sie Deutschland bereits hinter sich gelassen. Sie reagiert deshalb auch irritiert auf unerwartete Freundschaftsbekundungen seitens ehemaliger Lehrerinnen. Einen Moment lang belastet es sie, mit dem Faktum konfrontiert zu sein, dass es auch in nationalsozialistischen Deutschland Menschen mit dem Bewusstsein humanen Anstands gibt, die den Kontakt ostentativ aufrecht erhalten, obwohl ein derartiges Verhalten jetzt bereits inkriminiert ist. Das veranlasst GEGO im Nachhinein zu der sehr entschiedenen Anmerkung: „Nicht alle Deutschen waren Nationalsozialisten, lange nicht alle!!“ Dass es im Prinzip nur wenige sind, die sich so wie Fräulein Brüchert oder Margarethe Mittell verhalten, erwähnt GEGO nicht, obwohl sie sich über diesen Tatbestand im Klaren ist.

Auf den ersten Blick meint der heutige Leser, bei GEGOs Bericht mit der Geschichte einer vergleichsweise problemlos verlaufenen Emigration konfrontiert zu sein. Ein enges Geflecht familiärer Verbindungen erleichtert den Erhalt der Ausreisegenehmigung und der Einreisevisa. Die genauere Analyse von GEGOs Beschreibung dieses Lebensabschnitts macht aber deutlich, wie hart der Einschnitt auch in diesem Fall war. Für GEGO war er nur dadurch zu bewältigen, dass sie eine strikte Trennlinie zwischen der Lebensphase *vor* und der *nach* der Emigration zog: „Ich wollte, dass mich nichts mehr binden würde, auch keine Erinnerung“. Dieser scheinbar eindeutigen Feststellung folgt im gleichen Moment jedoch der Widerruf: „*das hat sich als unhaltsam herausgestellt. 50 Jahre lang!“*[[16]](#footnote-16) Diese letzte Bemerkung ist eine Hommage gegenüber denjenigen, die ihr persönlich beim Abschluss ihres Studiums geholfen haben und die – als Außenstehende – GEGO gegenüber ihre Anteilnahme am Schicksal der Familie Goldschmidt offen bekundet haben.

1. Vgl. den Katalog zu der GEGO-Ausstellung in der Hamburger Kunsthallte 2013/14, dem Kunstmuseum Stuttgart und dem Henry Moore Institute Leeds: *GEGO.* Line as Object. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag 2013. [↑](#footnote-ref-1)
2. „GEGO“ ist der Künstlername, unter dem sich Gertrud Goldschmidt in Venezuela künstlerisch durchsetzte. Ursprünglich handelte es sich um einen geschwisterlichen Kosenamen. [↑](#footnote-ref-2)
3. Abgedruckt in *Sabiduras and Other Texts by GEGO.* Hrsg. von María Elena Huizi und Josefina Manrique. Caracas/Houston 2005, S. 240 - 245. [↑](#footnote-ref-3)
4. Auf das Rundschreiben gingen rund 170 Antworten ein. Sie waren die Grundlage für die von Charlotte Ückert-Hilbert erstellte Publikation *Fremd in der eigenen Stadt.* Erinnerungen jüdischer Emigranten aus Hamburg. Hamburg 1989. [↑](#footnote-ref-4)
5. Archiv der Walter-A.-Berendsohn-Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur (Hamburg). – Ich danke Herrn Andreas Marquet für die Recherchen im Archiv der Forschungsstelle. [↑](#footnote-ref-5)
6. 1938 wurden die jüdischen Banken auf Druck der NS-Regierung „arisiert“ oder zur Schließung gezwungen. Die Maßnahme war Teil der planmäßigen Entrechtung und Beraubung der jüdischen Bevölkerungsgruppe. [↑](#footnote-ref-6)
7. Ich besuchte daraufhin Frau Dr. Brandis, die mir einen an sie gerichteten Brief zeigte. Eine Kopie befindet sich heute im Archiv der Berendsohn-Forschungsstelle. Der Brief enthält familiär-persönliche Mitteilungen und unterscheidet sich damit wesentlich von GEGOs an mich gerichteten Briefen. – In der Hamburger Heilwegstraße wohnte u.a. Aby Warburg. [↑](#footnote-ref-7)
8. Dass keine Einzelheiten zur Geschichte der Bank und zu den Gründen ihrer Schließung genannt werden, lag vermutlich an entsprechenden Vorgaben der NS-Behörden. [↑](#footnote-ref-8)
9. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Herrn Thomás Gunz und der Fundación GEGO, Caracas. Flüchtigkeitsfehler der gedruckten Abschrift wurden stillschweigend korrigiert. Die Verantwortung für die Kommentierung des Briefes liegt ausschließlich bei mir. [↑](#footnote-ref-9)
10. Mit den Anführungsstrichen wird darauf hingewiesen, dass es sich de facto um eine Enteignung gehandelt hat. [↑](#footnote-ref-10)
11. Der Aufenthalt auf dem Kösterberg, dem Stammsitz der Familie Warburg, wird von GEGO wie das Leben in einer Sinecure geschildet. Der Kösterberg war vermutlich der für Juden sicherste Ort in Hamburg. Die Prominenz der Familie Warburg bedeutete Schutz. Absolute Sicherheit vor den Verfolgungsorganen gab es jedoch auch hier nicht. Die noch in Hamburg lebenden Angehörigen der Familie Warburg waren zu dieser Zeit bereits Geiseln des NS-Staates. [↑](#footnote-ref-11)
12. Zur Unterstützung der aufständischen spanischen Generäle durch das Dritte Reich vgl. Ángel Viñas: Der internationale Kontext. In: *Der Spanische Bürgerkrieg.* Eine Bestandsaufnahme von Manuel Tuñón de Lara [u.a.]. Frankfurt a.M. 1987, insbesondere S. 205 - 211. [↑](#footnote-ref-12)
13. In Hamburg wurden die Hauptsynagoge am Bornplatz, die Neue Dammtor Synagoge, die Synagoge des Tempelverbandes und weitere jüdische Einrichtungen zerstört. Rund 1000 Männer wurden in die Konzentrationslager deportiert, 873 Juden in Fuhlsbüttel, dem Polizeigefängnis, inhaftiert; im Zentrum Hamburgs wurden die noch bestehenden jüdischen Kaufhäuser demoliert, ebenso die jüdischen Geschäfte in den übrigen Stadtteilen. – Vgl. dazu Frank Bajohr: *„Arisierung“ in Hamburg.* Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933 – 1945. 2. Aufl. Hamburg 1997, S. 267 – 277. [↑](#footnote-ref-13)
14. GEGO bezieht sich hier offensichtlich auf die Zeit vor 1933 – auf die seinerzeit noch vorhandene Atmosphäre von Respekt und Toleranz. [↑](#footnote-ref-14)
15. Dies ist aus ihrer Bemerkungen zu erkennen: „[Ich] bin allerdings selber allen außerakademischen Aktivitäten aus dem Weg gegangen.“ [↑](#footnote-ref-15)
16. Hervorhebung – F.T. [↑](#footnote-ref-16)